

Anton Tschechow

DIE BESTEN GESCHICHTEN

Aus dem Russischen
von Reinhold Trautmann

Anaconda

Textgrundlage dieser Ausgabe ist der als Band 54 der Sammlung
Dieterich erschienene Titel Anton Tschechow: *Meisterverzählungen*.
Aus dem Russischen von Reinhold Trautmann. Leipzig:
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 7. Auflage 1983.

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
© dieser Ausgabe 2017 Anaconda Verlag GmbH, Köln
© Sammlung Dieterich Verlagsgesellschaft mbH, Berlin 1947, 1992
(diese Ausgabe wurde vermittelt von der Aufbau Media GmbH, Berlin)
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlagmotiv: Franz Laskoff (1869–1918), »Number 127« (ca. 1902),
Museum of Fine Arts, Boston, Massachusetts, USA / Bridgeman Images
Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de
Printed in Czech Republic 2017
ISBN 978-3-7306-0480-9
www.anacondaverlag.de
info@anacondaverlag.de

INHALT

A. P. Tschechow	7
Die Austern	35
Der Tod des Beamten	41
Ein bekannter Herr	45
Wanjka	50
Kaschtanka	56
Im Alter	85
Kummer	93
Die Totenmesse	101
Gussew	109
In der Verbannung	128
Die Dame mit dem Hündchen	141
Jonytsch	164
Herzchen	190
Der Student	208
Der schwarze Mönch	214
Die Bauern	259
Ein Fall aus der Praxis	304
Die Stachelbeeren	320
In der Schlucht	335
Die Erzählung des Obergärtners	390

A. P. TSCHECHOW

MEISTERERZÄHLUNGEN

DIE AUSTERN

Ich brauche mein Gedächtnis nicht besonders anzustrengen, um mich in allen Einzelheiten an den regnerischen, dämmerigen Herbstabend zu erinnern: Ich stehe mit meinem Vater in einer der belebten Straßen Moskaus und fühle, wie sich meiner allmählich eine eigentümliche Krankheit bemächtigt. Ich habe keine Schmerzen, doch die Beine versagen mir den Dienst, die Worte bleiben mir in der Kehle stecken, der Kopf fällt matt zur Seite . . . Allem Anschein nach muß ich sofort umsinken und das Bewußtsein verlieren.

Wäre ich damals ins Krankenhaus gekommen, so hätten die Ärzte auf meine Tafel schreiben müssen: Fames — eine Krankheit, die es in medizinischen Lehrbüchern nicht gibt. Neben mir auf dem Trottoir steht mein Vater im abgetragenen Sommermantel und mit einer Trikotmütze, aus der ein Stück weißer Watte hervorguckt. Seine Füße stecken in großen, schweren Galoschen. Damit die Leute nicht sehen, daß er die Galoschen an den bloßen Füßen trägt, hat dieser eitle Mensch alte Stiefelschäfte über seine Schienbeine gezogen.

Dieser arme, etwas einfältige Sonderling, den ich um so lieber habe, je zerrissener und schmutziger sein stutzerhafter Sommermantel wird, kam vor fünf Monaten in die Hauptstadt, um eine Stellung als Schreiber zu suchen. Die ganzen fünf Monate ist er in der Stadt umhergelaufen und hat um Arbeit gebeten — und erst heute hat er sich entschlossen, auf die Straße zu gehen und um Almosen zu bitten . . .

Uns gegenüber steht ein dreistöckiges Haus mit einem blauen Aushängeschild: »Restaurant«. Ich biege meinen Kopf etwas zurück und zur Seite, und so sehe ich unwill-

kürlich hinauf zu den erleuchteten Fenstern des Restaurants. In den Fenstern tauchen hin und wieder menschliche Gestalten auf. Ich sehe die rechte Seite eines Orchestrions, zwei Öldrucke, Hängelampen ... Indem ich aufmerksam in eins dieser Fenster schaue, sehe ich einen weiß schimmernden Fleck. Dieser Fleck ist unbeweglich und hebt sich mit seinen geradlinigen Konturen von dem einheitlich dunkelbraunen Grund ab. Ich strenge meine Augen an und stelle fest, daß der Fleck ein weißes Plakat ist. Auf ihm steht etwas geschrieben, was ich nicht entziffern kann ...

Eine halbe Stunde lang kann ich meine Augen nicht von dem Plakat losreißen. Seine weiße Farbe zieht meine Augen an und hypnotisiert förmlich mein Gehirn. Ich bemühe mich, es zu lesen, aber meine Bemühungen sind vergeblich.

Schließlich tritt die seltsame Krankheit in ihre Rechte.

Der Lärm der Equipagen beginnt mir als Donner zu erscheinen, im Straßengestank unterscheide ich tausenderlei Gerüche, die Lampen des Gasthauses und die Straßenlaternen werden in meinen Augen zu blendenden Blitzen. Meine fünf Sinne sind gespannt und übernormal empfänglich. Ich beginne das zu sehen, was ich bisher nicht sah.

»Austern« entziffere ich jetzt auf dem Aushängeschild.

Seltsames Wort! Genau acht Jahre und drei Monate habe ich auf der Erde gelebt und das Wort nie gehört. Was bedeutet es? Ist es der Name des Wirtes? Aber man hängt doch die Schilder mit dem Namen an den Türen auf und nicht an den Wänden!

»Papa, was bedeutet: Austern?« frage ich mit heiserer Stimme und bemühe mich, mein Gesicht meinem Vater zuzuwenden.

Mein Vater hört nicht. Aufmerksam verfolgt er die Bewegungen der Menge und begleitet jeden Vorübergehenden mit seinen Blicken . . . Ich sehe es seinen Augen an, daß er den Vorübergehenden etwas sagen will, doch hängt das entscheidende Wort wie ein schweres Gewicht an seinen zitternden Lippen und kann sich nicht losreißen. Einem Vorübergehenden ging er sogar einige Schritte nach und berührte ihn am Ärmel, aber als der sich umdrehte, sagte er nur »Entschuldigen Sie!«, ward verlegen und zog sich zurück. »Papa, was bedeutet: Austern?« wiederhole ich.

»Das ist ein Tier . . . Es lebt im Meere . . .«

Augenblicklich stelle ich mir dies unbekanntes Seetier vor. Vermutlich ist es etwas zwischen einem Fisch und einem Krebs. Weil es ein Seetier ist, bereitet man natürlich eine schmackhafte heiße Fischsuppe aus ihm mit duftigem Pfeffer und Lorbeerblättern, eine säuerliche Soljanka mit Knörpeln, eine Krebssoße, eine Fischgallerte mit Meerrettich . . . Lebhaft stelle ich mir vor, wie man das Tier vom Markte heimbringt, es rasch ausnimmt, rasch in den Topf wirft . . . rasch — rasch, weil alle essen wollen . . . weil alle schrecklichen Hunger haben! Aus der Küche riecht es nach gebratenem Fisch und Krebsuppe.

Ich fühle, wie dieser Duft mir Gaumen und Nase kitzelt, wie er sich allmählich meines ganzen Körpers bemächtigt . . . Das Gasthaus, mein Vater, das Plakat, meine Ärmel — alles strömt diesen Geruch aus, riecht so stark, daß ich zu kauen beginne. Ich schlucke, als hätte ich wirklich ein Stück dieses Seetieres im Munde . . .

Meine Beine knicken von dem unglaublichen Genuß zusammen, den ich dabei empfinde, und um nicht umzufallen, fasse ich meinen Vater am Ärmel und schmiege mich an seinen nassen Sommermantel. Der Vater zittert und krümmt sich — ihn friert . . .